

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 12 (1936-1937)
Heft: 6

Artikel: Die Pflege unserer Muttersprache
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066207>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Pflege unserer Muttersprache

Von Adolf Guggenbühl

Illustration von
H. Tomamichel

Der abstrakte Wille zum Schweizerdeutschen genügt nicht. Wenn das Schweizerdeutsch eine Renaissance erleben soll, muss es wieder mehr gepflegt werden.

Es gibt nun allerdings weite Kreise, die der Verkümmerng unserer Muttersprache durchaus defaultistisch gegenüber stehen. Sie behaupten, das allmähliche

Verschwinden der Mundart sei in Gottes Namen das Resultat eines Entwicklungsprozesses. Manche versteigen sich sogar soweit, von einem Naturgesetz zu sprechen.

Was heisst in diesem Zusammenhang Entwicklungsprozess? Die Sprachentwicklung ist doch nicht eine Mechanik, die abläuft, ohne dass wir etwas dazu tun können. Die Sprache ist doch der Ausdruck eines (wenn auch nicht notwendigerweise bewussten) Willens. Ob

sie bleibt oder verschwindet, hängt von denen ab, die sie sprechen. Den militärischen Verteidigungswillen haben wir in den letzten Jahren zurückerobert, die Zahl derer, die sagen, « es hat doch keinen Sinn, Opfer für eine starke Armee auf uns zu nehmen, es ist ein geschichtlicher Entwicklungsprozess, dass wir früher oder später in den grossen Nachbarstaaten aufgehen », ist verschwindend klein geworden. Aber die Anzahl der sprachlichen Defaitisten ist immer noch Legion. Man legt die Hände in den Schooss und sieht ruhig zu, wie uns unser wertvollstes Erbe Stück um Stück entrisen wird.

Ja, man geht noch weiter. Während man für die Verteidigung der eigenen Muttersprache gar nichts übrig hat, führt man einen leidenschaftlichen Kampf, um einer andern Nation die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Das wichtigste sprachliche Interesse dient dem Kampf um die Reinhaltung des Hochdeutschen gegen die behauptete Verwelschung. Die eigene Muttersprache wird in schandbarer Weise vernachlässigt, dafür ist man bemüht, im Interesse der Reinhaltung des Hochdeutschen Dialektwörter wie *Peron*, *Billet*, *Kondukteur* (nur weil sie französischen Ursprungs sind) durch entsprechende reichsdeutsche Bezeichnungen zu ersetzen.

Wir haben sicher nicht die Aufgabe, die hochdeutsche Sprache zu verteidigen! Das zu besorgen, ist das deutsche Volk bestimmt stark genug. Unsere dringendste Aufgabe liegt in der Pflege unserer Muttersprache, des Schweizerdeutschen.

Die Pflicht der Eltern

Was geschieht jetzt in dieser Beziehung? Fast gar nichts. Die wichtigste Aufgabe fällt den Eltern, vor allem den Müttern zu. Es wäre Pflicht der Eltern, darüber zu wachen, dass der Dialekt so rein wie möglich gesprochen wird. Wie wird doch von morgens früh bis abends spät an den Kindern herunkorrigiert! « Das darfst du nicht, und jenes darfst

du nicht, und das macht man so und jenes so! »

In tausendfältiger Kleinarbeit werden dem Kinde die tausend Gewohnheiten und Verhaltensweisen, aus denen sich unsere Zivilisation zusammensetzt, anezogen. Aber für die Pflege der Sprache wird beinahe nichts getan. Ein Kind, das nicht schön bei Tisch sitzt, wird ununterbrochen ermahnt, ein Kind, das eine hässliche Aussprache hat, wird kaum je auf seine Fehler aufmerksam gemacht. Beim Erlernen jeder Fremdsprache gilt deutliche Aussprache als selbstverständliches Erfordernis. Dass aber ein Kind seine Muttersprache so spricht, als ob es einen Staublappen im Munde hätte, kümmert keinen Menschen.

Viele scheinen zu glauben, das undeutliche Sprechen gehöre zum Dialekt. Die Mütter achten darauf, dass ihre Kinder nicht nur ordentlich, sondern auch hübsch angezogen sind, sie legen aber nicht den geringsten Wert darauf, dass auch die Muttersprache Form hat. Und doch wäre nichts leichter. In unsern schweizerdeutschen Kinderliedern besitzen wir eine praktische Sprachlehre, wie sie kein Professor erfinden könnte. Für jedes Alter und für jede besondere Sprachschwierigkeit sind besondere Verse da.

Kann das Kind das R nicht recht aussprechen? « *Uf der Rapperswiler Brugg stöhd drei ellelangi Röhrli, und die drei ellelange Röhrli lehred d'Lüt rächt rede.* »

Hat es Mühe mit dem sch, so soll es das Verschen lernen: « *z'Schwyz am Zyt schynt d'Sunne, und wenn sie z'Schwyz nüd schynt, so schynt sie e Zytlang z'Brunne.* »

Alle die unzähligen Übungen zum Schnellsprechen (wie sie nebst andern Schweizer Kinderreimen in dem schönen Büchlein «Am Brünneli», Verlag Sauerländer, gesammelt sind) bilden eine unvergleichliche Sprachschule. Man kann ohne Übertreibung behaupten, dass ein Kind, das eine Anzahl dieser Verse gelernt hat, auch gelernt hat, den Dialekt einigermassen zu beherrschen.

Die Aufgabe der Schule

Eine Wiedergeburt des Schweizerdeutschen ist aber unmöglich, wenn die Schule nicht mithilft. Was diese betrifft, so wären zwei Forderungen zu stellen:

1. *Es sollen nicht, wie das jetzt geschieht, sämtliche Fächer für den Hochdeutschunterricht missbraucht werden.*

2. *Dem Schweizerdeutschen ist im Deutschunterricht mindestens eine Stunde pro Woche bis zur Maturität einzuräumen.*

In den meisten Kantonen pflegt jetzt von der zweiten oder dritten Primarklasse an, an Stelle des Schweizerdeutschen, das Hochdeutsch zu treten, von der vierten Klasse an wird der Unterricht fast ausschliesslich in Hochdeutsch erteilt. Man hat sich bis jetzt viel zu wenig Rechenschaft darüber gegeben, welche verheerende Folgen diese Praxis für unser ganzes Geistesleben hatte. Wir müssen uns einmal darüber klar werden: dadurch, dass wir üblicherweise fast unser ganzes Bildungsgut in einer fremden Sprache aufnehmen, wird dieses von vielen zeitlebens nicht richtig assimiliert. Es ist schon vielen Beobachtern aufgefallen, wie wenig unser Geistesleben in der Tiefe unseres Volkes verankert ist. Bildung ist für viele Menschen etwas, das keine organische Verbindung mit ihrem Alltagsleben hat, ist etwas, das man, wie einen Zylinder, nur bei feierlichen Gelegenheiten anzieht, etwas, das in einer separaten Schublade liegt, die nur bei besonderen Anlässen geöffnet wird. Man weiss alles mögliche über Literatur, über Kunst, über Geographie, aber alle diese Kenntnisse bleiben für die meisten Menschen irgendwie beziehungslose Fremdkörper.

Wenn man der Schule den Vorwurf macht, sie habe keine Beziehung mit dem praktischen Leben, so ist wohl auch dieses Phänomen damit gemeint. Es ist ja erstaunlich, wie rasch ein grosser Teil des Gelernten wieder vergessen wird, es bleibt nach einigen Jahren nur ein bescheidener Bruchteil zurück. Ein Haupt-

grund dieser Erscheinung liegt darin, dass der gesamte Unterricht in einer Fremdsprache, eben dem Hochdeutschen erteilt wird, und zwar bevor diese Sprache beherrscht wird.

Der Schulsperling

Ein Beispiel:

In der Primarschule behandelten wir in der fünften Klasse den «Sperling». An den Wänden hingen Bilder des Sperlings. Stundenlang sprachen wir von diesem Vogel. Wir machten auch einen Aufsatz über ihn. Er fing so an: «Der Sperling ist der Gassenbube unter den Vögeln.» Und nun kommt das Merkwürdige. So unglaublich es scheint: keinem einzigen kam es in den Sinn, dass der Sperling mit dem Spatz identisch sei. Der Schulsperling war ein Wesen für sich. Wir alle kannten den Spatz, er war uns von klein auf vertraut. Wir hatten ihm stundenlang zugeschaut. Er war das erste Lebewesen, das wir tot sahen, das uns das Erlebnis des Todes nahebrachte. Aber zwischen ihm und dem Schulsperling bestand keine Verbindung. Das waren einfach ganz verschiedene Tiere.

Der Schulsperling treibt sein Wesen in allen Klassen, auch an den Mittel- und an den Hochschulen.

Wir sprachen in der Primarschule von Freunden. Wir machten lange Aufsätze über Freundschaft. Aber nie wäre es uns in den Sinn gekommen, unsere Kameraden, unsere Bubenfreunde mit diesen hochdeutschen Sprichwortfreunden irgendwie in Verbindung zu setzen. Beim hochdeutschen Wort «Freund» stellten sich von vornherein ganz andere Assoziationen ein, vor allem unverdaute Sentenzen. Die hochdeutschen Freunde waren die, von denen in der Not hundert auf ein Lot gehen. Beim schweizerdeutschen Wort «Fründ» aber dachten wir an unsere wirklichen Bubenfreunde, an den Heiri und den Schaggi und den Miggel, den Emil.

Es wäre ein interessantes Thema für eine pädagogische Dissertation, einmal zu

untersuchen, in welcher ungeheuren Masse das Bildungsgut, das uns in einer Fremdsprache vermittelt wird, unassimiliert bleibt. Dinge, mit denen sich die Schule jeden Tag beschäftigt, bleiben absolut unverstanden.

Hunderte von Kinderwitzen verdanken dieser Tatsache ihre Entstehung. Dass die meisten Schüler beim Lied von der goldenen Abendsonne bei der Stelle « Nie kann ohne Wonne » « Nie Kanone Wonne » singen und dabei an eine Kanone denken, wird jeder Lehrer bestätigen können.

Im grammatikalischen Teil unseres Primarschulbuches fand sich der Satz: « Wir werfen die Brust dem Feinde keck und kühn entgegen. » Wer wirft entgegen? Wir. Wen oder was werfen wir entgegen? Die Brust. Wem werfen wir entgegen? Dem Feind. Wie werfen wir entgegen? Keck und kühn.

Ich machte, wie meine Kameraden, die entsprechenden Bestimmungsübungen, ohne mir überhaupt etwas über den Sinn des Satzes zu denken, bis ich dann einmal in den Ferien an einem Sonntagmorgen sah, wie ein Bauernknecht eine gestärkte Hemdenbrust mit Schnüren auf dem blossen Leib befestigte. Jetzt ging mir plötzlich ein Licht auf. Ich glaubte, den merkwürdigen Satz nun verstanden zu haben. Ich stellte mir vor, die alten Eidgenossen hätten bei ihren Schlachten solche Hemdenbrüste getragen, diese dann vor der Schlacht ausgezogen und dem Feind entgegengeworfen, um ihn zu erschrecken.

Es ist keine Frage, der Lehrerfolg wäre viel grösser, wenn nicht alle Fächer dem Phantom des Hochdeutschunterrichtes geopfert würden. Ein mir befreundeter Lehrer, der 15- bis 18jährige Lehrlinge in Handelsfächern unterrichtet, hat den Versuch gemacht, sich während eines Jahres in vermehrtem Masse des Schweizerdeutschen zu bedienen. Nach der Schlussprüfung fragte er die jungen Leute, was sie von der neuen Methode hielten. Die übereinstimmende Antwort lautete: « Es war alles viel leichter verständlich. »

Fast jedes Fach, Mathematik und Physik inbegriffen, würde leichter verstanden, wenn es in der Muttersprache statt in einer Fremdsprache erteilt würde.

Es ist eigentlich erstaunlich, dass sich die Fachlehrer nicht dagegen wehren, dass ihr Fach beständig zum Deutschunterricht missbraucht wird. Das jetzige Vorgehen hat ausserdem den Nachteil, dass es zu einer falschen Einschätzung der Schüler führt.

In einer halb städtischen, halb ländlichen Vorortsgemeinde war ich Zeuge folgenden Schulgesprächs. Behandelt wurde « Der Landmann ».

Lehrer: « Was macht der Landmann im Lenz? Nun, Fritz, du bist ja der Sohn eines Landmannes, antworte! »

Der Bube, dessen Vater Bauer war, blieb die Antwort schuldig, es kam ihm beim besten Willen nichts in den Sinn. Sicher wusste er auf irgendeine abstrakte Art, dass ein Landmann ein Bauer ist, und dass sein Vater Landmann war, aber der Begriff war ihm so fremd, dass er keine gefühlsmässige Assoziation auslöste. Prompt erhob sich dann das Töchterchen eines israelitischen Reisenden und gab ohne Zögern die gewünschte Antwort: « Der Landmann bearbeitet im Lenz den Acker. »

Ich meine durchaus nicht, man sollte so weit gehen und nun bis zur Maturität sämtliche Fächer im Dialekt behandeln. Der Dialekt sollte aber in den ersten drei Primarschulklassen überragend vorherrschen und auch später immer wieder herangezogen werden und nicht vollständig verschwinden, wie das zum Beispiel in den Gymnasien geschieht.

Es ist einfach ein Unsinn, wenn zum Beispiel die Heimatkunde in einer Fremdsprache erteilt wird. Auch die Schweizergeschichte würde viel leichter verständlich, wenn sie in unserer Muttersprache erteilt würde. Lehrer, die zum Beispiel versucht haben, die Entstehung der Eidgenossenschaft auf Schweizerdeutsch zu erzählen und in den Unterricht einige Proben aus alten schweizerischen Chroniken eingeflochten haben,

bestätigten mir, dass sie selbst erstaunt gewesen seien über die nicht nur den Verstand, sondern auch das Herz erfassende Wirkung ihres Unterrichtes.

Gewisse Fächer, wie der Religionsunterricht, sollten ausschliesslich schweizerdeutsch erteilt werden. Dass der Religionsunterricht dazu erhalten soll, Sprachstudien zu treiben, widerspricht dem Wesen dieses Faches, das ja viel mehr als ein Schulfach ist.

Muttersprache als Schulfach

Und nun die zweite Forderung: Im eigentlichen Deutschunterricht muss selbstverständlich hochdeutsch gesprochen werden. Mindestens eine Stunde pro Woche (in den untern Stufen mehr) ist aber ausschliesslich der Pflege des Schweizerdeutschen zu widmen, und zwar bis zur Maturität. Es genügt nicht, dass der Dialekt im Elternhause gepflegt wird, auch die Schule muss das ihrige beitragen. Das verbreitete Vorurteil, das Schweizerdeutsch eigne sich nicht für sogenannte höhere Sphären, kommt vor allem daher, weil wir es nie für solche Zwecke benützen. Wir lernen nur auf Hochdeutsch über kompliziertere Dinge schreiben und reden. Infolgedessen entsteht der Eindruck, das Schweizerdeutsch sei eigentlich eine infantile Sprache, und da wir es nur noch für den Alltag verwenden, wird es mit der Zeit zu dem, für das wir es halten. Der typische *Circulus Vitiosus*.

Auf schweizerdeutsch lässt sich alles ausdrücken, jedes lyrische Gefühl, jeder philosophische Gedanke. Aber natürlich nur dann, wenn man die Sprache beherrscht. Das kommt aber nicht von selbst, in keiner Sprache. Wie soll der Anwalt fähig sein, auf schweizerdeutsch zu plädieren, der Pfarrer, auf schweizerdeutsch zu predigen, wenn es ihm an jeder Ausbildung fehlt! Die Lehrer geben sich eine unheimliche Mühe, die deutsche Aussprache ihrer Schüler zu korrigieren, aber sie denken nicht daran, darauf zu achten, dass der Dialekt richtig ausgesprochen wird.

Was wird in der Schule nicht alles getan, um den hochdeutschen Wortschatz der Schüler zu vermehren! Aber wer sorgt dafür, dass der viel zu kleine schweizerdeutsche Wortschatz eine entsprechende Bereicherung erfährt? Es ist nicht einzusehen, warum dies nicht möglich sein sollte, und zwar am besten durch die Lektüre von Dialektschriftstellern und nachherige Anwendung träfer schweizerdeutscher Ausdrücke, ähnlich wie dies in andern Sprachen geschieht.

Jede Sprache hatte ihre tiefsten Wurzeln in der Poesie und in der Religion. Eine Sprache, die nur noch für den Werktag zu verwenden ist, verdorrt und stirbt nach einiger Zeit ab. Entweder, das Schweizerdeutsch erhebt sich wieder vom Rang einer Küchensprache zu dem einer richtigen Sprache, in der man alles sagen kann, oder es geht zugrunde. Dass man wirklich alles sagen kann, zeigt wieder einmal ein Büchlein, das kürzlich herausgekommen ist: Der Berner Lehrer Johann Howald hat das Evangelium Lukas mit sehr gutem Erfolg ins Berndeutsche übersetzt.

Wir haben eine grosse schweizerdeutsche Literatur, sie ist leider viel zu wenig bekannt. Sie wäre noch viel bedeutender, wenn das Publikum den Dialektschriftstellern nicht den jetzigen passiven Widerstand entgegenbrächte.

Dass wir gegenwärtig Mühe haben, im Dialekt Geschriebenes zu lesen, ist selbstverständlich. Es mangelt uns einfach die Übung. Ein Einwand, den man immer wieder hört, ist, der Dialektunterricht sei schon deshalb unmöglich, weil gar niemand mehr existiere, welcher «unverfälschte» Mundart spreche. Ich glaube, man sollte das ständig beklagte Verschwinden gewisser urchiger Worter nicht allzu tragisch nehmen. Selbstverständlich sind die Dialekte, gerade weil es sich hier nicht um tote, sondern um lebendige Sprachen handelt, ständigen Veränderungen unterworfen. Sie verändern sich fortwährend, schleifen sich aneinander ab, lebensfähigere Dialekte, wie das Berndeutsche, gewinnen

Boden auf Kosten solcher, die weniger vital sind. Ständig werden neue Worte gebildet und alte fallen in Vergessenheit. Es handelt sich hier um eine natürliche Entwicklung, die durchaus nichts Beängstigendes an sich hat.

Viel weniger wichtig als die Erhaltung alter, ist die ständige Schaffung neuer Ausdrücke. Die produktive Kraft der Jugend ist in dieser Beziehung erstaunlich. Die Bubensprache schafft immer neue treffende Worte, von denen einige in den allgemeinen Sprachgebrauch übergehen.

Eine reine Sprache zu fordern ist deshalb ein Widerspruch in sich und es ist kein Zufall, dass sich gerade die grimmigsten Feinde unserer Muttersprache hinter dieses Reinheitsgebot verschanzen. Überall tauchen diese verkappten Miesmacher auf, die verkünden: « Ich bin auch für den Dialekt, aber wenn schon Dialekt gesprochen wird, dann soll er richtig gesprochen werden, und das können wir ja alle nicht mehr, und deshalb wollen wir lieber darauf verzichten. »

Die Devise « Alles oder nichts » ist ein nihilistischer Wahlspruch, welcher in diesem, wie in andern Gebieten, jede praktische Arbeit unmöglich macht.

Man muss sich darüber klar sein, dass in bezug auf die Verwendung von Fremdwörtern für die Mundart andere Gesichtspunkte gelten als für das Hochdeutsche.

Die Staatsidee der Schweiz liegt nicht im Blut und Boden, wir sind im Gegenteil stolz darauf, zu unsern Miteidgenossen italienisch, französisch und romanisch Sprechende zu zählen.

Wenn verschiedene Dialekte eine ganze Anzahl französischer Worte aufgenommen haben, so bedeutet dies gewissermassen eine Geste der Sympathie für unsere welschen Miteidgenossen. Wir dokumentieren dadurch, dass wir nicht Deutsche sind, dass wir, obschon wir sicher zum deutschen Kulturkreis gehören, uns trotz unserer andern Sprache dem romanischen Wesen verbunden fühlen. Wenn wir unsere Einkäufe im « Co-

mestible » und nicht im Grünzeuggeschäft machen, einen « Dessert » und nicht einen Nachtmahl verspeisen, uns mit « Adieu » und nicht mit Guten Tach verabschieden, so ist es nicht mangelndes Sprachgefühl, das uns veranlasst, solche undeutschen Ausdrücke beizubehalten und dafür einzustehen, sondern das Gefühl herzlicher Verbundenheit mit unsern Confédérés.

Und das Hochdeutsche?

Der Grund, warum in den Schulen das Schweizerdeutsche so wenig gepflegt wird, liegt nun ja nicht in einer Abneigung gegen diese Sprache schlechthin, sondern darin, dass man bestrebt ist, den Schülern die nötige Fertigkeit im Gebrauch des Hochdeutschen beizubringen.

Wäre nun nicht zu befürchten, dass diese Fähigkeit bei vermehrter Pflege des Schweizerdeutschen leiden würde? Ich glaube, das Gegenteil wäre der Fall. Die fehlerhafte Aussprache des Hochdeutschen bildet gegenwärtig eine Quelle ununterbrochenen Ärgers für viele Lehrer. Ein grosser Teil der Schüler ist einfach nicht dazu zu bringen, das Hochdeutsche nur einigermaßen richtig auszusprechen. Viele, insbesondere viele Knaben, weigern sich direkt, zum Beispiel ein Gedicht so aufzusagen, wie es in Deutschland üblich ist, und täten sie es, würden sie von ihren Kameraden ausgelacht.

Die Erwachsenen verhalten sich nicht viel anders. Ein Politiker, der richtig hochdeutsch spricht, wäre unmöglich. Man verlangt, dass er sich schriftdeutsch, mit stark mundartlicher Färbung ausdrücke. Dieser Widerstand erklärt sich ohne Schwierigkeit aus der jetzigen Lage. « Hochdeutsch », denken die Buben, « ist die Sprache der Deutschen, wir sind aber Schweizer und wollen es bleiben. Also, wenn schon hochdeutsch gesprochen werden muss, dann mit schweizerischer Färbung! »

Diese Demonstration am falschen Objekt würde verschwinden, wenn der Lehrer den Schülern sagen könnte: « Ja, wir sind Schweizer, und unsere Muttersprache ist Schweizerdeutsch. Wir schät-

zen diese Sprache und pflegen sie in der Schule, so gut wir können. Daneben aber geben wir uns Mühe, das Hochdeutsch, diese für uns wichtigste Fremdsprache, so gut zu erlernen, wie es uns möglich ist. Genau so, wie wir bestrebt sind, Französisch so zu sprechen, wie man es in Frankreich spricht, wollen wir deutsch so reden, wie es in Deutschland üblich ist. »

Ganz abgesehen von der ungenügenden Aussprache gibt es in unserem Lande nur ganz wenige, welche imstande sind, hochdeutsch einigermaßen zusammenhängend zu reden. Was man gewöhnlich zu hören bekommt, ist eine Aneinanderreihung von dünnen oder schwülstigen, auf jeden Fall durchaus unlebendigen Sätzen, vermischt mit den unglaublichsten Kathederblüten. Das Deutsche ist eine herrliche Sprache, aber das, was unsere Offiziellen sprechen, ist nicht Deutsch. Die meisten kommen über einen phrasenhaften, papierernen Stil überhaupt nicht heraus, wenn sie hochdeutsch sprechen, unsere obersten Landesbehörden, denen es ja sicher nicht an Übung fehlt, nicht ausgenommen. Sie reden schlecht, unpersönlich, starr, kurz, sie reden in einer Sprache, die sie in keiner Weise beherrschen, eine Tatsache, die übrigens jedem Deutschen, der in der Schweiz weilt, auffällt.

Man nehme sich einmal die Mühe, diese hochdeutschen Sätze aufzuschreiben. Fast jeder Satz ist grammatikalisch oder sonstwie zu beanstanden, von « einem Nagel, den der Redner abgeschossen hat », von « einem Vogel, den ein anderer auf den Kopf getroffen hat » usw.

Dabei werden die, die diese Phrasen machen, von ihren Landsleuten als die grossen Redner bestaunt. Die allermeisten sind überhaupt nicht imstande, einige zusammenhängende Worte zu sagen, ohne sie abzulesen!

Wenn erwachsene Menschen von dieser krankhaften Sprachangst befallen sind, dass sie sich nicht getrauen, nur ein Wort frei zu reden, da kann man doch beim besten Willen nicht von Beherrschung der Sprache reden!

Nein, hochdeutsch reden können wir wahrhaftig nicht, schweizerdeutsch können wir aber auch nicht, wir haben es glücklich so weit gebracht, dass wir zwischen Stuhl und Bank sitzen. Unsere Muttersprache haben wir verlernt, die wichtigste Fremdsprache, das Hochdeutsche, haben wir nicht richtig gelernt, so sind wir eigentlich zu einer Nation von Taubstummen geworden.

Was jeder analphabetische sizilianische oder spanische Bauer oder arabisches Nomade fertig bringt, aufzustehen und über ein Gebiet, das er beherrscht, vernünftig und frei zu reden, diese elementare Fähigkeit haben wir verloren. Welch beschämende peinliche Stille entsteht bei uns jedesmal, wenn eine Diskussion eröffnet wird! Niemand wagt, aufzustehen. Und wie unüberzeugt und kläglich sind die Voten selbst! Das ist in andern Ländern anders.

Man wende nicht ein, die Sprachunfähigkeit hänge mit unserer Temperamentlosigkeit zusammen. Die Engländer, die sich sicher nicht durch überschäumen des Temperament auszeichnen, sind uns sprachlich weit überlegen, von den Deutschen, Franzosen, den Russen, den Amerikanern nicht zu reden. Nein, es ist bei uns eine ganz unnatürliche Verkümmierung eingetreten. Die Wirkungen, auch die indirekten, sind verheerend. Eine Sprache braucht der Mensch, das « Reden können » gehört zum vollen Leben wie das Singen, Gehen und Tanzen. Das Gehemmte, Gedrückte, unter dem viele unserer Landsleute leiden, rührt nicht zuletzt daher, dass wir die Gabe verloren haben, das, was uns drückt oder freut, zum Ausdruck zu bringen. Auch uns gab ein Gott, zu sagen, was wir leiden, aber wir wussten mit dem Geschenk nichts anzufangen.

Dieser Artikel stammt aus einer in den nächsten Tagen im Schweizer-Spiegel Verlag erscheinenden Broschüre von Adolf Guggenbühl „Warum nicht schweizerdeutsch? Gegen die Missachtung unserer Muttersprache.“